

Gottfried Keller und das Problem der schweizerischen Nationalliteratur

Autor(en): **Ermatinger, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **25 (1922-1923)**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749944>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

GOTTFRIED KELLER UND DAS PROBLEM DER SCHWEIZERISCHEN NATIONALLITERATUR

Im Jahre 1849 tauchte in der Schweiz der Schriftsteller Ludwig Eckardt aus Wien auf.¹⁾ Der Zweiundzwanzigjährige hatte bereits stürmische Tage hinter sich. Am 16. Mai 1827 geboren, hatte er sich 1846 durch Polenlieder eine Anklage zugezogen und war in Haft gesetzt worden. Gabriel Seidls Fürsprache hatte ihn befreit. 1848 hatte er sich in Wien an die Barrikaden gestellt, 1849 am Dresdner Aufstand teilgenommen. Beidemal war ihm rechtzeitig die Flucht geglückt. Nun gedachte er Schweizer zu werden. Durch Vorträge in Bern, Solothurn und Burgdorf hielt er sich über Wasser. In Zug erwarb er sich das Bürgerrecht, in Zürich am 1. November 1852 die Doktorwürde mit einer lateinisch geschriebenen Arbeit über Goethes *Tasso*, die noch im gleichen Jahre deutsch unter dem Titel *Vorlesungen über Goethes Torquato Tasso* erschien. Es ist gedanklich und stofflich eine durchaus bemerkenswerte Arbeit, die auch heute noch interessieren kann. Jedenfalls ebnete sie dem jungen Schriftsteller den Weg der akademischen Tätigkeit: 1853 habilitierte er sich in Bern für „schöne Künste und Literatur“.

Jedem Ausländer, der aus weiteren politischen und geistigen Bezirken in die Schweiz kommt, fällt das Idyllenhaft-Friedliche unserer Kulturatmosphäre auf. Auch Eckardt. Er glaubte sich berufen, die Kulturkräfte zu wecken, die in der Schweiz schlummerten. Von seinen Vortragsreisen her landauf und -ab meinte er die Schweizer zu kennen. Der Volkskörper war nach dem politischen Fieber der Vierzigerjahre erstarkt, der Einheitsstaat geschaffen, eine Zeit aufblühender Tatkraft in Verkehr und Industrie angebrochen. Was noch fehlte, war ein

¹⁾ Ich nenne aus der Literatur über Eckardt: C. v. Wurzbach, *Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich*, 3, S. 418 f. F. Brümmer, *Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten*, 2 (6. Aufl.), S. 98. A. Frey, *Jakob Frey*, 1897, S. 52 ff. H. Schollenberger, *Ein literarisches Jubiläum*, Neue Zürcher Ztg. 19. und 20. Juli 1908. M. Zollinger, *Eine schweizerische Nationalbühne?* 1909, S. 35 ff. — Fünf Briefe Eckardts liegen im Keller-Nachlass der Zürcher Zentralbibliothek. Die Kenntnis des, wie es scheint, einzig erhaltenen Briefes G. Kellers an Eckardt — er befindet sich in den städtischen Sammlungen zu Wien — danke ich Prof. Anton Bettelheim in Wien, die Mitteilung einer beglaubigten Abschrift der Direktion der städtischen Sammlungen, die Erlaubnis zur Veröffentlichung im besondern dem Entgegenkommen von Direktor A. Trost. Die Briefe Eckardts und G. Kellers waren bisher nicht veröffentlicht.

nationales Kulturbewusstsein, das sich von den im Grunde des Volkslebens jahrhundertlang gewachsenen Gestalten nährte, eine nationale Literatur, ein nationales Theater. Und noch fehlte, all das Schöne zu schaffen, die Zaubermacht moderner Zivilisation: die genossenschaftliche Organisation.

Gescheit, in vielen Sätteln gerecht, rastlos und mit entschiedener Witterung für Kulturatmosphäre begabt, wusste Eckardt rasch einen Anhang zu sammeln. Ein literarischer Verein wurde in Bern gegründet, auf das Jahr 1858 ein Festalbum zugunsten der Blinden- und Mädchen-Taubstummenanstalt herausgegeben, eine Monatsschrift, die *Schweiz*, finanziert, die unter der Leitung von Ludwig Eckardt und Paul Volmar 1858 im Verlag der Brodtmannschen Buchhandlung in Schaffhausen zu erscheinen begann. Unter den Mitarbeitern der beiden ersten Jahrgänge stehen bekannte und geachtete Namen: A. E. Fröhlich, Eduard Dössekkel, Robert Weber, J. J. Reithard, Franz Krutter u. a. Es zeugt von unleugbarem Spürsinn, wenn darin das weite Gebiet schweizerischer Volkskunde mit besonderer Liebe gepflegt wurde: gleich der erste Jahrgang bringt Schilderungen aus dem Volksleben, Volkslieder, Dichtungen in Mundart, Sprichwörter, Häuserinschriften, Rechtsgeschichtliches u. dgl. Freilich, gerade die Fülle des zuströmenden Stoffes zeigt, dass das volkskundliche Interesse in der Schweiz lange vor Eckardts Bemühen rege war: Dichter wie J. R. Wyß d. J., J. J. Romang, J. J. Reithard hatten Sagen in Gedichten zu gestalten gesucht, wissenschaftliche Sammler wie E. L. Rochholz sie aufgezeichnet. Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts, in die Tage Bodmers, ging die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Mundart zurück. Das bis dahin bedeutendste Werk, F. J. Stalders *Versuch eines schweizerischen Idiotikons*, war 1806 und 1812 erschienen; 1845 erließ die Zürcherische Antiquarische Gesellschaft den Aufruf zur Herstellung des heutigen *Idiotikons*.

Nun sollte dieser Reichtum bildender Volkskräfte dem Gedanken einer schweizerischen Nationalliteratur verpflichtet werden. Die freie Schweiz, in der „das *Leben eines Volkes* am unmittelbarsten in ganz Europa zu Tage tritt“, war, wenn je ein Land, dazu bestimmt, eine bedeutsame Nationalliteratur

aus sich zu schaffen. In einem Vortrage, den Eckardt im Literarischen Verein hielt und in der *Schweiz* (I, S. 284 ff.) veröffentlichte unter dem Titel: *Unser Programm und unsere Ansicht über die Zukunft der schweizerischen Literatur*, stehen die weitschweifenden Worte: „Unsere Zeit will die Freiheit zu einer Wahrheit machen und demzufolge eine vom Geiste der Freiheit durchdrungene Kunst erzeugen . . . In diesem Sinne sagen wir, dass die werdende Literatur von der Schweiz als dem freien Mittelpunkte Europas ausgehen kann, *dass der Schweiz eine epochemachende Bedeutung in der europäischen Literatur vorbehalten ist*. Sie dankt dies teils ihrer freien Verfassung, teils dem auf ihrem Boden stattfindenden Austausch der Nationalitäten und ihrer Vorzüge zu einer neuen ideellen Nationalität, das heißt zu einem eigentümlichen Volkscharakter und eigentümlichen Weltanschauung.“ Es ist nicht eben ungeschickt, dass Eckardt diese These, die sonst freilich reichlich von Phrasen umnebelt ist, durch die Tatsache zu stützen sucht, dass Jeremias Gotthelf, „ein Bahnbrecher der von uns bezeichneten schweizer literarischen Bewegung“, nur für die Schweiz habe schreiben wollen, dass aber seine Wirkung weit über die Grenzen des Landes hinausreiche.

Das erste und sichtbarste Denkmal dieser neuen, vorbildlichen schweizerischen Nationalliteratur sollte ein Nationaltheater sein. Eckardt, der sich selber zum Dramatiker bestimmt glaubte, hat diesen Lieblingsgedanken in einer Abhandlung entwickelt, die er am 22. Dezember 1857 im Literarischen Verein vortrug und darauf in den ersten drei Nummern seiner Zeitschrift veröffentlichte. Auf frühere Aufsätze seiner Hand in deutschen Zeitungen, sowie in der *Neuen Zürcher Zeitung* verweisend, greift er den alten Satz auf, dass das Theater ein sittliches und öffentliches Institut sei. „Unser Ideal ist die Stellung des Theaters bei den Griechen, dem gebildetsten und freiesten Volke des Altertums . . . Das Theater ist daher das wahre Kunstinstitut des Republikanismus.“ Mit den breiten Güssen einer literarisch-geschichtlich gespeisten Beredsamkeit umspült Eckardt seinen Idealismus, weist geschickt und klug auf die Blüte des schweizerischen Volksdramas im 16. Jahrhundert hin, spricht von den Bedingungen des geschichtlichen Dramas,

erörtert die Gründe des Versagens derartiger Bemühungen in der neueren Zeit, behandelt den Zusammenhang zwischen Drama und Boden usw., um schließlich, im Namen des Literarischen Vereins, das genau geformte Programm eines schweizerischen Nationaltheaters zu geben. Max Zollinger hat es in seiner Abhandlung in extenso wieder abgedruckt. Es genügt hier die Kenntnis des ersten Paragraphen, der wie der Beschluss einer Behörde, etwa die Formulierung eines Gerichtsurteils, anmutet:

„Der unterzeichnete Verein, erwägend, dass

- a) die Zeit gekommen sei, endlich das bisher vernachlässigte schweizerische Drama zu pflegen und zu heben, —
- b) ein schweizerisches Drama aber ein schweizerisches Theater von Achtung und Bedeutung voraussetzt, —
- c) die Verhältnisse der Gründung eines solchen günstig sind, teils weil der politische Bau der Schweiz vollendet und die Möglichkeit einer zweiten neuen Epoche inneren Wirkens gegeben ist, teils, weil Deutschland und Frankreich einer freien Bühne entbehren, einer solchen daher mit Sympathie und tatkräftiger Unterstützung entgegenkommen würden [!],

beschließt, es soll die Errichtung eines schweizerischen Nationaltheaters angestrebt, und die Idee eines solchen mit allem Nachdrucke verfochten werden.“

Eine Donquixoterie, gewiss, aber eben doch nur deshalb, weil Eckardt und seine Freunde den Kulturwillen mächtig begabter Talente dem genialen Kulturwachstum gleichstellten und in der Ära industrieller Gründungen auch solche irrationalen Gebilde, wie Kunst und Literatur, mechanisch-organisatorisch glaubten ins Leben zaubern zu können.

Dieser Nationalkultur den Weg zu bahnen, sollte eine Vereinigung sämtlicher schweizerischen Schriftsteller geschaffen werden. Auch dieser Gedanke lag in der Luft. Schon im Januar 1858 hatte ihn Jakob Frey aus Bitternis und Not des freien Schriftstellertums in einem Feuilleton des *Bund* ausgesprochen als Anregung hauptsächlich zu einer wirtschaftlichen Berufsorganisation. Aber auch er dürfte nicht der erste und einzige gewesen sein. Eckardt nahm den Gedanken auf und zerrieb seinen praktischen Kern zu dem Brei eines umfassenden

Kulturprogramms. Eine Zeitlang dachte er daran, die Frage des Schriftstellervereins zu verquicken mit den Anstrengungen, die damals gemacht wurden, um die alte *Helvetische Gesellschaft* wieder zu beleben. Zu diesem Zwecke veröffentlichte er im Juniheft der *Schweiz* einen Brief des Berner Professors Troxler, des einstigen Präsidenten der *Helvetischen Gesellschaft*, an den Zürcher Bürgermeister J. J. Hess.

Inzwischen aber gingen die Schriftsteller auch ihren eigenen Weg. In Zürich wurde am 10. Juni 1858 ein literarischer Verein gegründet, dessen Gedeihen freilich, wie eine Korrespondenz vom 11. Juni im *Bund* meldet, von vorneherein dadurch erschwert sei, dass Gottfried Keller ihm nicht beitreten zu wollen erklärt habe. Im Juli 1858 fand in Zürich das eidgenössische Sängerkongress statt. Das war ein Anlass, auch die Schriftsteller der Schweiz zusammenzubringen. Eckardt erließ also in Gemeinschaft mit Fr. Oser, R. Weber, M. A. Feierabend und P. Volmar — später schloss sich noch E. Dössekel an — im fünften (Mai-) Heft der *Schweiz* eine vorläufige Einladung an die schweizerischen Schriftsteller und Literaturfreunde zu einer Tagung in Zürich. Sie fand am 20. Juli statt. Der Bericht im Septemberheft der *Schweiz* weiß von ihrem erhebenden Verlauf zu erzählen. Man schwelgte in einem umfassenden Kulturprogramm, das sich nach vier Richtungen auswirken sollte: 1. Erforschung des Volkstümlichen (Kulturgeographie und Kulturgeschichte; Sammlung von Sagen und Volksliedern; Fortführung von Stalders *Idiotikon*). 2. Geschichte (Erforschung der Geschichte als Stoffquelle der Poesie; Sammlung von schweizerischen Biographien, Herausgabe eines *Schweizerischen Plutarch* [!]; Literatur- und Kunstgeschichte). 3. Poetische Produktion. 4. Ästhetisch-kritische Tätigkeit. Also eine umfassende Organisation war geplant, wie sie ähnlich in anderen Ländern in Form von Akademien bestand und noch besteht. Fruchtbare und wichtige Aufgaben schwammen in einer Sündflut von Zivilisationsphrasen.

Aber eines hatte Eckardt erreicht: er hatte sich in den Mittelpunkt der Erörterung literarisch-nationaler Fragen geschwungen. Angesehene Männer in und außer der Schweiz hatten sich mit ihm verbunden und unterstützten ihn — oder schienen ihn

zu unterstützen. Im Album des Literarischen Vereins findet man einen Brief Gotthelfs an ihn, einen Aufsatz H. Düntzers über den *Wilhelm Tell*, Beiträge Varnhagens von Ense. Seinem Aufruf zur Berner Schillerfeier im Jahre 1859 liehen die Bundesräte Jonas Furrer, Knüsel und Pioda, der eidgenössische Kanzler Schieß, National-, Stände- und bernische Regierungsräte ihre Unterstützung! So geschah es nicht durchaus zu Unrecht, wenn man in dem Auslande, dem die Beurteilung unserer verwickelten und eigenartigen Verhältnisse ja ohnehin Mühe macht, ihn als einen Führer der öffentlichen Meinung in der Schweiz, seine Zeitschrift als den Mittelpunkt des nationalen Literaturlebens betrachtete. Er war Mitarbeiter angesehener deutscher Zeitschriften, wie der *Blätter für literarische Unterhaltung*. Mit deren Leiter, Hermann Marggraff, verband ihn teilweise Gemeinsamkeit praktisch-literarischer Absichten. In einer Reihe von Aufsätzen in seiner Zeitschrift (1857, Heft 20, 24, 38; 1858, Heft 9, 18, 24) beschäftigte auch Marggraff sich mit der Stellung des Schriftstellers und gab sich die überflüssige Mühe, statt des Wortes Schriftsteller (damit man diesen nicht mit dem Schriftsetzer verwechsle!) neue Benennungen eigener oder fremder Prägung einzuführen, wie Schriftverfasser, Schriftkünstler, Schrifter, Schriftmann usw.

Jedenfalls darf man Eckardt nicht, wie man hauptsächlich auf Grund einiger Ausdrücke G. Kellerscher Leidenschaft es sich angewöhnt hat, nur als marktschreierischen Phrasendrescher und hergelaufenen Komödianten betrachten, soweit ihn auch der politische Missbrauch seiner Begabung vom Wege der Vernunft und des Taktes abgetrieben haben mag. Auch wenn er das gewesen wäre, was seine Gegner ihm vorwarfen: derartige Naturen können nur da ein gemeinschädliches Beutewesen treiben, wo Gleichgültigkeit, Ratlosigkeit oder gar Vergnügen an der Intrige ihnen einen Jagdgrund auftut.

Bereits aber hatten sich in der Schweiz die altgerühmte Nüchternheit und der nationale Stolz geregt. Im *Bund* tat der damalige Feuilletonredakteur, der Solothurner Alfred Hartmann, am 13. April 1858 den Plan des Nationaltheaters mit Ernst und Ironie ab und schickte Eckardt, als dieser ihn im Bieler *Handels-courier* angriff, am 2. Juli mit ein paar wohl sitzenden Kläpsen

heim: das schweizerische Publikum habe kein großes Ergötzen an den Hahnenkämpfen der Literaten. „Haben Sie dies nicht gemerkt, Herr Doktor, so ist es ein neuer Beweis, dass der Wiener den Zuger in Ihnen noch viel zu sehr überwiegt und dass Sie mindestens noch *ein* Maß Salz mit uns essen sollten, bevor Sie in unsere Angelegenheiten so laut mitreden ... Wünschen Sie schließlich zu wissen, warum wir es nicht übers Herz bringen können, an Ihrem Journale teilzunehmen? ... Weil eine *Schweiz* unserm Gefühle widerstrebt, die einen Österreicher zum Hauptredaktor, einen Sachsen zum Verleger und einen Preußen zum Xylographen hat.“

Schneidig und unermüdlich führte der *Postheiri*, das ausgezeichnete Witzblatt jener Zeit, den Degen. Er hat vom 13. Februar 1858 an immer wieder neue Ausfälle gegen Eckardt und sein Nationaltheater getan. So gibt er am 20. März ein Muster des künftigen Nationaldramas, den Monolog in der Hohlen Gasse in der romanisch-italienisch-französisch-deutschen Einheitssprache:

« Par questa hohle Gasse doit venire,
Dschant kein outra ébranchement conduit à Küssnacht.
Ici vollend' ich's. L'ocasiün è günstig
Réglez votre comte mit dem tschelo Vogt
Fort musst du' dein échappement à cvlindre ist abgelaufen

Gewidmet war das Stück « ai Signori Coindure et Pleinnar ».

Eckardt blieb natürlich die Antwort nicht schuldig. So klagte er im Juliheft 1858 über Kliken und Koterien.

Alle derartigen Fehden entscheidet letzten Endes der Erfolg hüben oder drüben, also das größere Talent, das naturhaftere Können. Das wusste auch Eckardt, und darum warb er unermüdlich um die Gunst des einzigen großen Talents, das die Schweiz damals, nach dem Tode Gotthelfs, besaß: Gottfried Kellers. Der Verfasser vielbeachteter Gedichte, eines bedeutenden Romans und starkgestalteter Novellen, durch langjährigen Aufenthalt in Deutschland zu höherer Auffassung und Pflege der Dichtung gereift, dazu freiheitlichen Geistes — er musste, wenn je einer, Sinn haben für die Verdichtung der schweizerischen Poesie zur Nationalliteratur und für ihre Ausweitung zu „epochemachender Bedeutung“ für ganz Europa. Er bat Keller Ende April 1857 — seine Briefe tragen mit einer Aus-

nahme kein Datum — um den Beitritt zu dem berner Literarischen Verein und um eine Spende für das Festalbum. Er rückte, als seine Bitten erfolglos blieben, in das Album Varnhagens wichtige Besprechung des *Grünen Heinrich* ein. Er ließ Keller die *Schweiz* zugehen und trug ihm, etwa im April 1858, unter Berufung auf den gemeinsamen Freund Prof. Hermann Köchly in Zürich, den Wunsch nach einer engeren Verbindung vor: „Leider bin ich ein schlechter Briefsteller, und wir würden gewiss — Auge gegen Auge stehend — uns rascher kennen. Was ich und meine Freunde wollen, haben Sie wohl aus den bisherigen Heften der *Schweiz* ersehen. Wollen Sie uns beitreten und noch diesen Jahrgang mit einigen Gedichten oder namentlich mit einer Novelle mannlich unterstützen, so tun Sie es ja und rasch und teilen Sie uns Ihre Bedingungen mit.“ Zugleich machte er Keller Mitteilung von dem geplanten Schriftstellertage in Zürich und bat um seine Unterschrift für die öffentliche Einladung: „Dössekel machte schon vor Jahren uns Hoffnung, dass wir auf Sie zählen dürften.“

Keller wusste seit Berlin genug von dem üblichen Literatenwesen, um sich nicht durch den selbstbewusst-betriebsamen Ton dieses Briefes geärgert zu fühlen. Seine Antwort scheint verloren; ihren Inhalt aber erfahren wir aus dem Erwiderschreiben Eckardts (Mai oder Juni 1858, jedenfalls vor dem 24. Juni): „Sie tadeln erstens das Zünftigmachen der Schriftsteller. Ich teile Ihre Ansicht von der Poesie als ‚freie Kunst‘ vollkommen, und doch glaube ich, dass ein Zusammentreten der schriftstellerischen Kräfte zu gemeinsamen Werken (z. B. in der Schweiz zu einem *Idiotikon*, einer *allgemeinen schweizerischen Sagensammlung*, einem *schweizerischen Plutarch*) nur vorteilhaft sein kann, und dass es keineswegs vom Übel sei, dem Volke den „Stand“ des Schriftstellers und damit seine Bedeutung, seinen Beruf zum Bewusstsein zu bringen. Wenn Sie ein Unterstützungswesen ablehnen, so stimme ich *für mich* bei, obwohl herzerreißende Vorfälle eintreten. So liegt z. B. jetzt Röse, der Philosoph, ohne Mittel zum Tode darnieder [gemeint ist Geibels und Storms Freund Ferdinand Röse, 1815 in Lübeck geboren, 1859 in Andernach am Rhein gestorben; er war eine Zeitlang Dozent in Basel gewesen]. Ich habe für ihn

mein Möglichstes getan, nach Dresden, nach Leipzig geschrieben usw. Nein, die Mildtätigkeit des Publikums wollen wir entbehren; aber gerade deswegen müssen wir uns auf *eigene* Füße stellen und vereint wirken. Wenn z. B. der Schriftstellerverein in Leipzig gemeinsam eine Verlagsbuchhandlung errichtet, missbilligen Sie dies? Missbilligen Sie den Grundgedanken der kommenden Gesellschaft, die Assoziation, nur auf dem literarischen Felde? Ähnlich steht es noch mit der Eigentumsfrage in der Schweiz. Glauben Sie ja nicht, dass ich *für mich* Sorge. Ich habe die schwärzesten Tage gelebt, in stolzer Unabhängigkeit. Deshalb lege ich Ihnen eine kleine Novelle bei. Aber wir müssen nicht bloß an uns denken. Wir müssen überhaupt die materielle Möglichkeit sichern, dass ein Schriftsteller frei leben kann, ohne Kommiss des Buchhändlers oder Sklave des Publikums oder noch Schlimmeres zu werden.

Sie sprechen ferner gegen Kreis- und Bezirkspoesien, d. h. im vorliegenden Falle gegen eine spezifisch schweizerische. Ja, die Poesie ist frei, aber sie ist auch national. Und gerne sehe ich sie aus schweizerischem Borne schöpfen, wenn ich Vorzüge der Schweiz sehe, z. B. die einzig mögliche *freie Bühne* in ganz Deutschland. Sie müssen dies dem Dramatiker zu gute halten.

Dass man in literarischen Vereinen Unangenehmes erleben kann, gebe ich zu; ich habe es selbst erfahren. Aber noch jetzt spreche ich ein freies Wort in würdiger Form, ohne Furcht und kleine Rücksicht. Wenigstens wir hier in unserem Kreise lobhudeln uns nicht. Hier ringen wir seit 1852 mit einer spröden Außenwelt, einem sehr krassen Materialismus und haben ihm doch schon Terrain abgerungen. Ich konnte es nur *mit Freunden*. Heuchler soll der Verein nicht ziehen.

Da Sie jedoch persönliche Berührung für gut halten, so hoffe ich noch, Sie werden sich nicht von uns trennen. Kliquen gibt es überall, und ich wünschte nicht, dass unreine Geister Ihre Sonderstellung zum Schaden des schweizerischen Schriftsteller-tums missbrauchen würden. Was in Zürich Definitives geschehen soll, liegt noch in den Händen der Teilnehmer. Diese können einen gemeinsamen literarischen Verein der Schweiz gründen — diese können freie Zusammenkünfte (von Zeit zu

Zeit) beschließen — diese können die in unserm sechsten Heft auch gewünschte Erneuerung der helvetischen Gesellschaft anregen und in ihr eine literarische Sektion gründen. Es ist ferne von uns, vorzugreifen. Ich lege Ihnen daher die Sache nochmals zur Prüfung vor.“

Die kleine Novelle, die Eckardt Keller mit dem Briefe sandte, führt den Titel *Vater und Tochter* (sie steht im Album des Literarischen Vereins S. 196 ff., und ist im ersten Bande von Eckardts Novellensammlung *Gefallene Würfel*, 1865, wieder abgedruckt). Sie behandelt das traurige Schicksal eines ungarischen Dichters, Anton Graf Maylath, und seiner Tochter: der Graf hat durch die Schuld seiner Frau sein Vermögen verloren. Politisch kompromittiert, verlässt er mit seiner Tochter die Heimat und sucht sich als Schriftsteller durchzubringen. Wie alle Anstrengung versagt, stürzen die beiden sich in gemeinsamen Tod. Am nächsten Tage trifft mit einem Brief des Verlegers ein größeres Honorar ein und zugleich meldet der ehemalige Verlobte der Tochter die Ernennung des Grafen zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften.

Hätte Eckardts Brief bei Keller empfänglichen Boden gefunden, so musste eine gleichzeitige täppische Aufdringlichkeit des Briefschreibers seine Laune gründlich stören. Im Briefkasten des offenbar schon Ende Juni ausgegebenen Juliheftes der *Schweiz* ließ Eckardt nämlich an der Spitze folgende Apostrophe erscheinen: „Herr Gottfried K. in Zürich. Sie unterstützen den Gedanken einer Erneuerung einer *Helvetischen Gesellschaft*? Möchte diese Frage doch verdiente Besprechung finden.“ Diese taktlose und stilistisch ungeschickte Anrempelung an öffentlicher Stelle musste Kellers Zorn aufs heftigste erregen. Ohnehin war ihm, der in allem Leben, heiße es nun Natur oder Kultur, Allgemeines oder Individuelles, Politisches oder Künstlerisches, nur das Gesetz langsamen und stetigen Wachstums von innen aus fand und anerkannte, wie es in seinem Schaffen wirkte — ihm war Eckardts laute Literaturmacherei äußerst unsympathisch. Man riecht förmlich die Atmosphäre des Unbehagens und der Abwehr in der großen Auseinandersetzung über die schweizerischen Literatur- und Kulturfrage in dem folgenden Briefe an Eckardt:

„Zürich den 24t. Juni 1858.

Geehrter Herr!

Ich danke Ihnen ergebenst für Ihr Geschenk sowohl, als für Ihren letzten freundlichen Brief. Die Maylath-Novelle habe ich zwar schon mit großem Interesse im Album Ihres bernischen Vereines gelesen, dennoch kann sie meine Meinung über das schriftstellerische Assoziations-Wesen nicht ändern. Der Schluss der Erzählung selbst beweist ja, dass es eben das Menschen-schicksal ist, an dem jener Unglückliche untergegangen, und nicht das spezifische Schriftsteller- oder Dichtergeschick. Die Sache ist einfach die: Vereinscomités werden so wenig als die bisherigen Verleger die Masse der schlechten und unberufenen Schriftsteller durchschleppen und erhalten können. Die guten werden nach wie vor zum Teil ein ihrem *individuellen Charakter entspringendes* Schicksal haben, zum Teil glücklich, zum Teil unglücklich sein. Die Buchhändler sagen, sie müssten sich eben an den guten Schriftstellern erholen für den Schaden, den sie durch die schlechten erleiden. Dies ist der reelle Übelstand, denn daher können die Buchhändler in der Tat jenen nicht zukommen lassen, was sie verdienen. Allerdings ist der Mangel an Urteil bei Auswahl der Verlagsartikel schuld, die Sucht, immer zu drucken. Allein diese Sucht wird eben unterhalten und hervorgebracht durch das überwuchernde Literatentum, und dieses wieder genährt durch das Vereinswesen und das Geschrei vom „Schriftstellerstand“. Ich begreife nicht, wie der brave und tüchtige Marggraff nicht fühlt, dass seine Debatte über eine neue Benennung für Schriftsteller geradezu lächerlich oder vielmehr komisch ist und den Stand dieser ganzen Frage bezeichnet. Das Wort Schriftsteller ist überdies sprachlich sehr ehrwürdig, richtig und von sehr altem Herkommen.

Obigen Übelstand zugegeben, glaube ich aber nicht, dass Vereine etwas daran ändern werden. Überhaupt wird die Einsicht, die Gerechtigkeit, der Scharfblick eines Comités nicht um ein Haar größer sein, die Aufdringlichen, die Schleicher, die Schwanzwedler, die Plusmacher werden auch in der Vereinswelt voran sein, die Schüchternen, Verschämten, Unprak-

tischen, Stolzen und Mürrischen werden auf der Seite stehen und ihre Eigenschaften abbüßen nach wie vor. Dafür bürgt mir der *moralische Zustand* gerade der gegenwärtigen *deutschen Schriftwelt*. Überdies werden diejenigen, deren Bücher niemand kaufen will, entweder *wiederum* auf Kosten der anderen honoriert werden, oder sie werden *wiederum* arme Teufel sein. Dies wird kein Verein abändern, das Übrige ist Menschenschicksal, und dieses wird jeder ordentliche Kerl lieber als Mensch, Bürger, Familienglied etc. etc. tragen wollen, denn als „Vereinsmitglied“.

Was die Arbeiten betrifft, welche Sie einem schweizerischen Schriftstellerverein vorschlagen, so werde ich der Erste sein, welcher dieselben dankbar benutzen wird, im Falle etwas geleistet wird. Ich für meine Person aber muss meine gegenwärtigen Jahre zur Produktion benutzen und kann mich nur empfangend und lernend zu diesen Dingen verhalten. Indessen dünkt mich, dass jetzt schon in der Sprache Dialektstudien [getrieben werden], sowie in der Sagenforschung etc. eifrig genug gearbeitet wird, und bald dürfte eher die Ballade vom Zauberlehrling mit seinem Besen in Anwendung kommen; denn das „Zuviel“ macht am Ende alle Dinge langweilig. Ehe Sie diese meine Meinung verdammen, warten Sie die nächsten zwei Jahre ab. Es ist ein Übelstand, dass z. B. das Sagensammeln jetzt „Mode“ ist, denn umso gewisser wird diese von ihren Trägern wieder aufgegeben werden und die solide Forschung den Nachteil davon haben.

Sie schreiben mir eine „Sonderstellung“ zu. Es gibt in Zürich mehrere Gruppen von Leuten, Schweizer wie Deutsche, welche alle schon mehr oder weniger bedeutende Bücher geschrieben und in der Literatur längst heimisch sind, viel länger, als ich. Es sind Männer von wirklichem Ansehen und wissenschaftlicher Tugend darunter; keinem davon fällt es ein, neben seinen übrigen Beziehungen noch das Bedürfnis nach einem Züricher literarischen Verein zu fühlen, so dass ich mit meiner Wenigkeit nicht eine Sonderstellung einnehme, sondern vielmehr mit dem großen Haufen laufe. Jene Äußerung im *Bund* [vom 11. Juni] hat mich indessen sehr geärgert, wie ich denn überhaupt die ganze Treiberei nicht recht kapiere.

Ebenso habe ich in der neusten Nummer Ihrer *Schweiz* mit Verwunderung erfahren, dass es bei uns literarische Kliquen und Koterien gebe. Ich weiß zwar nicht, gegen wen Sie den Artikel gerichtet haben, und kann nur vermuten, dass er durch den *Postheiri* und einen Artikel im *Bund* wegen des Nationaltheaters hervorgerufen wurde. Nebenbei, aber offen und freigesagt, kann ich die beleidigenden Ausdrücke nicht billigen, die Sie brauchen, und dieselben scheinen mir in keiner Weise am Platze, wo es sich lediglich um verschiedene Meinungen in rein ästhetischen Dingen handelt. Solange Ihre Widersacher Ihnen keine Immoralität vorwerfen, sollen Sie die Beweggründe anderer auch nicht schlecht auslegen. Mich geht die Sache so weit an, als ich behaupte, es gebe keine literarischen Kliquen in der Schweiz, dass es aber *sofort* welche geben werde, wenn man gewaltsam ein Literatentum nach fremdem Muster pflanzt, welches von selbst eine Menge Kreaturen ausheckt, die ohne konkreten künstlerischen oder wissenschaftlichen Lebensberuf nichts sind, als — Literaten.

Meine eigenen Bedenken gegen Ihre Auffassung des schweizerischen Theaters hätte ich schon längst drucken lassen, wenn es meine Art wäre, überall meinen Senf dazuzugeben und achtungswerten Bestrebungen gleich öffentlich entgegenzutreten.

Hier nur im Groben meine Ansicht! Dergleichen Dinge dekretiert man nicht wie einen Feldzug, schließt nicht ab, wie eine Verfassung, sondern die wahre Liebe dafür achtet in ihnen das *Werden*. Ich habe mich dramaturgischer Studien halber mehrere Jahre in Berlin aufgehalten und vielfach über das schweizerische Theater nachgedacht. Seit ich zurück bin und das Leben unseres Volkes sehe, bin ich überzeugt, dass das was möglich ist, früher oder später kommen wird und dass dazu bereits der Keim im Lande steckt.

Nur gilt, wenn irgendwo, auch hier die Regel, die stets bei aller Kunst galt (siehe Aristoteles): Erst das *gewordene* Werk, und dann die Theorie. Sie aber wollen das Werk theoretisch entstehen lassen. So ist, um nur ein Beispiel anzuführen, eine Theaterschule unmöglich, ehe eine traditionelle Meisterschaft da ist. Diese setzt ein lebendiges, allmähliges Werden voraus und nicht ein Dekret. Das Dekret a priori hat stets nur der

Pfuscherei gerufen. Das Dekret fällt am günstigsten in die Mitte einer Entwicklung, wenn sie stark genug ist, einen bestimmten Charakter angenommen hat.

Wegen der helvetischen Gesellschaft haben Sie mich in etwas mißverstanden. Ich meinte erst die unmittelbare Wiederbelebung der Gesellschaft, wie sie zuletzt war und eigentlich noch zu Recht besteht. Ich ließ mich gerade noch in der letzten Versammlung 1847 aufnehmen. Es war ein rein politischer Volksverein geworden mit allerlei rüden Elementen, wie er eben in die Zeit vor der Sonderbundskatastrophe trefflich passte. Von der feineren Kulturpflege war nichts mehr zu spüren. Ich meinte vielmehr die helvetische Gesellschaft, wie sie vor dreißig, fünfzig und siebzig Jahren war, und um eine solche wieder zu haben, bedarf [es] eines neuen Zusammentritts und vorzugsweise der Enthaltung alles Buhlens um die Massen.

Ihre gütige Einladung zur Mitarbeiterschaft an Ihrer Zeitschrift betreffend, muss ich Ihnen meinen schlimmen Zustand bekennen. Ich habe nämlich seit längerer Zeit schon an eine Reihe ähnlicher Institute Beiträge versprochen, auf freundliche Einladung hin, und noch soll ich den ersten liefern. So habe ich an das Feuilleton des *Bund* schon vor zwei Jahren etwas zu senden zugesagt und nicht eine Zeile gemacht. Ehrenthalben muss ich, wenn ich endlich Stoff und Zeit für solche Beiträge auftreibe, mit Erfüllung des ersten Versprechens anfangen und so der Reihe nach fortfahren, so dass ich endlich gewissenhafter Weise mit solchen Verbindlichkeiten inne halten muss.

Um schließlich ganz als ein negativer Bursche und verdächtiger Nihilist vor Ihnen zu erscheinen, muss ich Sie noch freundlichst bitten, im Briefkasten Ihrer *Schweiz* nicht mehr öffentlich an mich zu adressieren. Ich halte nämlich die neuerlich aufgekommene Einrichtung dieser Briefkasten, soviel Bequemlichkeit sie auch einer Redaktion bieten mag, dennoch für eine Unsitte, wenn es wesentliche Mitteilungen gilt, eine Unsitte, welche nur dem eitlen großen Haufen gefallen kann. Wenn ich mich der Freiheit und Öffentlichkeit erfreuen soll, so bedarf ich daneben noch meines festen Hausrechtes. Wenn ich einen Brief schreibe und zusiegle, so soll es eben ein Brief

sein und kein gedrucktes Inserat. Schon der Patriotismus verlangt, dass wir die eidgenössische Post nicht beeinträchtigen, sonst hat ja die Bundeskasse kein Geld für unser kommendes Theater. Ich bin überzeugt, den Spaß beiseite, dass Sie meine Bitte nicht übel nehmen.

Mit besten Grüßen

Ihr Gottfried Keller.“

Wenn Keller an Eckardt schrieb, es sei nicht seine Art, überall öffentlich seinen Senf dazugeben, so mag wohl nun gerade Eckardts Schreiben schuld gewesen sein, dass er es diesmal doch tat. Am 3. Juli erschien im *Postheiri* ein „Lied vom Mutz, als er ein schweizerisches Nationaltheater errichten wollte“. Der Verfasser ist, wie es die Regel bei den Beiträgen des *Postheiri* ist, nicht genannt. Aber wir wissen, dass es Gottfried Keller war. Das Gedicht ist seine einzige Dichtung in (Berner) Mundart. Man versteht leicht, warum er seine Abneigung gegen die Mundart als dichterische Sprache diesmal überwunden hat: das Naturwesen des Berner Volkes sollte in dieser schweizerischen Angelegenheit sprechen:

„De Mutz isch no e rechte Ma,
De schön dur d'Berge brumme cha!
Er treit e schwarz und roti Binde,
Es Schwert vu vorne längs bis hinde ...

Da chunt en Bratisgyger her
Und rüeft: Wach uf, du Zottelbär!
Du muescht jetz lehre d' Zither spille,
Leg ab di Spieß, i will di trülle!

Der Mutz, de leit si Waffe-n-ab,
Guetmüetig, wie-n-e Schuelerchnab,
Er nimmt das Ding i sini Prätze,
Die Zithere-n-u faht a z'chrätze.

Er chrätze hi u chrätze her,
Er chrätze geng no wie-n-e Bär,
Ihn selbisch ärgret das Gitön;
Der ander brüelet: O wie schön!

Da chunt de Mutz i große Zore.
Er schlaht ihm Zithere-n-um d'Ohre:
Lügscht wie-n-e Schölm, du donners Hehler!
I kenne wohl mi Mutzefehler!

Su isch es recht, du brune Mutz!
Biet du dem Märitgyger Trutz!
Wenn d' weide tuescht mit Uristiere,
Selb isch en anders Musiziere! .. "

Eckardt dürfte dieses boshafte Pasquill noch nicht gekannt haben, als er Kellers Brief beantwortete. „Über die materielle Seite des Schriftstellertums,“ schrieb er unter anderm, „will ich heute schweigen; denn sie ist nicht die oberste. Ich komme auf die geistige Seite des Vereinslebens. Sie müssen nur die Arbeiten, welche individuelle und oft *nur* individuelle Kräfte schaffen können, von jenen trennen, welche absolut der Vereinigung bedürfen. Z. B. ein schweizerisches Idiotikon. Keiner könnte es ohne Mitarbeiter schreiben. Ist es in solchem Falle schlimmer, organisiert als zerstreut zu sein? Sie billigen solche gemeinsame Arbeiten, wollen dieselben dankbar benützen — aber nichts dafür tun? Ist dies nicht ein feiner Egoismus? Sie fürchten Übelstände, prophezeien mir schlimme Erfahrungen? Warum helfen Sie nicht, ritterlich wehren?

Sie behaupten, es gebe keine Kliken? Ich kann hierauf nichts erwidern, als dass Sie ein Engelleben in Zürich führen müssen und sich wenig um Zustände außer Zürich zu kümmern scheinen. Bern, Solothurn ist nicht so glücklich. Doch hierüber sei dies genug.

Verstehe ich Sie recht, so sind Sie grundsätzlich mit uns inbezug auf die schweizerische Theaterfrage einverstanden; Sie werfen uns aber vor, dass wir die Theorie vor dem Werke bringen. In diesem Sinne ist jede Volksschöpfung zuerst Theorie. Was war das Grütli? Theorie, ja sogar ein Verein. Die eidgenössische Verfassung war einmal Theorie, die eidgenössische Hochschule ist noch jetzt Theorie. Eine Theaterschule ist erstens im Zusammenhange mit dem Institute gedacht, und zweitens kann man ja Schüler zum Theater erziehen. Wer dazu fähig ist, ist eine andere Frage. Sie wollen das *Werden* abwarten? Wenn wir dies tun, und alle anderen gleich dächten, dann entstünde nichts. Neben der Notwendigkeit gibt es Freiheit. Damit *werde*, muss der Mensch ein: „Werde!“ sprechen.“

Wenn Eckardt am Schlusse seines Briefes auch jetzt wieder die Bitte aussprach, Keller möge am Schriftstellertage in Zürich

erscheinen, so ging dieser Wunsch nicht in Erfüllung. Aber unermüdlich warb er weiter. Er berief sich im Dezemberheft der *Schweiz* auf Keller. Er teilte ihm im Januar 1859 mit, er werde ihm die *Schweiz* auch dieses Jahr wieder zukommen lassen, ersuchte ihn um Mitarbeit und erbat sich seine Photographie, biographische Notizen und ein Exemplar seiner sämtlichen Schriften zum Zwecke einer literarischen Würdigung Kellers. Er forderte noch im Briefkasten des Juliheftes 1859 einen Herrn H. R. (wohl den Lehrer Heinrich Rüegg) in Zürich auf, eine Biographie des „geistreichen Verfassers des *Grünen Heinrich*“ zu machen.

Man mag sich denken, mit welchen Kraftworten Keller diese Werbungen abgeschüttelt hat. Als im November 1859 rings im Lande die Feiern zu Schillers hundertstem Geburtstage abgehalten wurden, trat er Eckardt auf seinem eigensten Boden, in Bern, entgegen. Während der literarische Verein unter Eckardts Führung eine laute und bunte Feier — mit zwei Reden, Musikvorträgen und Ball — inszenierte, schrieb Keller für das Fest der Musikgesellschaft im Theater den Prolog, jene mannhafte und gedankenvolle Verherrlichung ästhetischer Kultur in der Republik. Ein Jahr später entstand der Aufsatz *Am Mythenstein*, worin Keller organischer und mit geschichtlicherem Sinn als Eckardt seine Gedanken über die Entstehung eines nationalen Dramas aus dem Festleben der Schweiz auf Morgenwolken malte. Eine traumhafte Phantasie, die er in späteren herberen Zeiten als „unreifes Zeug“ verdammt haben soll.

Damals gab Eckardt seine Dozententätigkeit in Bern auf und siedelte nach Luzern über, wo er eine Stelle als Deutschlehrer erhalten hatte. Aber auch von hier vertrieb ihn sein unruhiger Geist: Angriffe auf die Kirche machten die Geistlichkeit mobil. 1862 verließ er die Schweiz und ging nach Berlin. 1871 ist er in Tetschen gestorben.

In der schweizerischen Literatur- und Kulturgeschichte bildet sein meteorartiger Durchflug eine für uns Heutige mehr ergötzliche und lehrreiche, als aufregende Episode. Manches, was er mit seinen Freunden angestrebt, ist seither ins Leben getreten. Es gibt, neben anderen Hilfsanstalten, einen schweize-

rischen Schriftstellerverein, wenn auch verständigerweise nur als Berufsgenossenschaft mit praktischen Zwecken. Ein biographisches Lexikon ist im Entstehen begriffen, wenn auch nur wenige Porträts, die darin stehen und stehen werden, der erlauchten Ahnengalerie des Plutarch würdig wären. Es gibt längst eine Gesellschaft für Volkskunde und das schweizerische *Idiotikon* schreitet zielbewusst und schwerbepackt seines Weges weiter. Auf diesem Gebiete übrigens scheint Eckardts Interesse eher von schädlicher Wirkung gewesen zu sein. Im Jahresbericht des *Idiotikons* von 1868 liest man den bedenklichen Satz: „An manchem Orte hörten wir den seither aus unserem Vaterlande wieder weggezogenen Dr. L. Eckhard der Verschleppung von verschiedenem in unser Gebiet einschlagendem Stoff anklagen“. In der Literatur hat die mit Gotthelf einsetzende Entfaltung zu tieferen und wesentlicheren Werken wachsend fortgedauert und die ganze deutsche Leserwelt erobert, wenn sie auch nicht für ganz Europa epochemachende Bedeutung erlangt hat.

Dagegen hat der Himmel uns in Gnaden vor einer Rezensentenakademie und einem ästhetisch-kritischen Bundesgericht bewahrt; es sind ja der retardierenden Kräfte in unserem künstlerischen Leben sonst genug am Werke. Auch das schweizerische Nationaldrama und -theater ist nicht erstanden. Wie hätte es können in einem Volke und einer Zeit, die als Ganzes nur noch von wirtschaftlich-materiellen Kämpfen aufgepeitscht, nicht mehr von sittlich-geistigen Problemen aufgewühlt werden und im übrigen, mit wachsender innerer Freudlosigkeit, einem immer stärkeren Hang zum äußeren Wohlsein und gedankenleeren Vergnügen anheimfallen?

Wer wollte heute jene problemreicheren Männer um 1850 herum nur tadeln, die, im Hochgefühl der neuen Schweiz und inmitten der Unternehmungslust jener Zeit, sich an dem Gedanken berauschten, es reiche zur künstlerischen Tat der zielbewusste Willensakt und die vereinte Kraft? Wie stolz wären wir heute, wenn unser Land ein zweites Griechenland geworden wäre!

Gewiss hat Gottfried Keller recht, dass Kulturgeschichte ein Wachsen und Werden ist. Aber eben doch nicht ein Wachsen bewusstlos pflanzenhafter Wesen, sondern bewusstseins- und

willensbegabter Menschen. Auch der Kulturwille ist in der genialen Persönlichkeit letzten Endes eine naturhafte Triebkraft. In seiner Idee vom Wachsenlassen birgt sich, wir brauchen es uns nicht zu verhehlen, auch eine persönliche und nationale Schwäche: Mangel an geschichtlicher Schrittweite. Ich meine, darin hat der Achtundvierziger Eckardt recht: Wenn wir das Werden abwarten wollten, so entstünde nichts. Es muss uns doch immer wieder zu denken geben, dass die Blüte unserer Literatur im 19. Jahrhundert fast nur der epischen Prosa zugute gekommen ist, nicht dem Drama und nur ganz wenig der Lyrik. Die Prosaerzählung ist die bequemste Form dichterischen Schaffens. Die Form, die entschiedener als Drama und Lyrik die bestehende Gestalt der Welt bejaht. Es ist kein Zufall, dass unsere neuere Literatur erst dann ihre besten Blüten trieb, als die Prosaerzählung weitherum in den modernen Kulturen die Zeitform geworden war.

Das geistige Antlitz der Schweiz in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts macht den Eindruck innerer Zufriedenheit, warum sollen wir es nicht sagen: der Satttheit. In den literarischen Werken, die sein Spiegelbild sind, wird darum die Spannkraft der inneren Sprungfedern immer geringer. Die Stoffe überwuchern die Ideen. An die Stelle der geistigen Probleme treten Analyse und Beschreibung. An die Stelle der Idee die Psychologie.

Doch auch das Schicksal der Völker und ihrer Kulturen gestaltet sich nach dem Gesetze ihres Charakters. Gewiss zieht die Schweiz aus ihrer Stellung als Berührungs- und Triangulationspunkt dreier großer und reicher Kulturen wertvollsten Gewinn für ihr geistiges Leben. Aber der Umfang der Reibungsflächen, übergroß im Verhältnis zum einheimischen Kulturraume, zerstört auch einen großen Teil der befruchtenden Kraft der drei Kulturen. Ihre Bewegungen vermögen in unserem engen Gebiete nicht rein und voll auszuschwingen. Sie schwingen weit über unsere Grenzen hinaus und auf uns fällt nur der Teil, der in unserer Enge Platz hat. Daher der im großen und ganzen kleinbürgerliche und idyllische Charakter unserer Literatur.

ZÜRICH

EMIL ERMATINGER

